

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische neueste Nachrichten. 1946-1950 1952**

261 (8.11.1952) Beilage zum BNN



# Der kleine Winnetou / Erzählung von Will Fehse

Als Karl May nach den bitteren Jahren der Not endlich in Ruhe und Wohlstand gekommen war, stand ihm in jedem Samstagsmorgen ein eigenartliches Erlebnis im Gedächtnis.

Er war hier auf der Terrasse für eine Nacht bei einem Gastwirt eingekerkert. Der Wirt betrieb zugleich mit der Schenke einen kleinen Kram- und Lebensmittelhandel. Während er nun dem Gast in einem Sesseltisch der Küche das Abendessen aufrichtete, beobachtete sein Sohn hinter dem Leinwand die Gäste, die von Zeit zu Zeit in die Gaststube kamen. Der Junge mochte etwa vierzehn Jahre alt sein. Er beobachtete, wie sein Vater vertrat, seine Schritte in der nächsten Kreuzstraße und war jetzt nur in den Fersen dabei. Leider war er alles völlig hilflos über den Mann hin. Er konnte ihm also, so meinte der Vater, nicht schaden, wenn er ihn und wieder an irgendeine Tätigkeiten herangezogen würde.

Nun sagte er sich aber, daß ein kleines, kleines Mädchen in den Laden kam. Mit seiner Stimme redete das Kind dem Jungen sein Klüßchen. Ein der aber noch die verlegenen Worte hinunter kam, war schon der Vater an seiner Seite und rief ihm den Kopf ab. „Kannst du denn heute lesen?“ fragte er das Mädchen. „Ich kann nicht, mein Vater!“ sagte sie traurig.

Der Kind stieg. Verlegen nahm er den leeren Korb wieder aus den Händen des Wirtes entgegen und wandte sich zum Gehen.

Da erob sich Karl May, sein vertriebenes Herz regte sich. Er ergründete sich bei dem Kind nach dessen Eltern und deren Verhältnissen. Die Mutter des kleinen Mädchens war, wie er nun erfuhr, seit längerer Zeit krank. Der Vater verdiente wenig. Ohne lange zu überlegen, beschloß May nun dem Wirt, den Korb zu übernehmen mit allerlei Mundvorrat anzufüllen. Dann besuchte er alle, unter den verwundernden Blicken der Wirtin schob er dem Kind noch zwei Geldstücke in die Hand und begab sich, jeden Dank abweisend, wieder zu seinem Tisch zurück.

Der Zwischenfall hatte am nächsten Morgen ein Heubüchel. Karl May war eben noch mit dem Ankleiden beschäftigt, da klopfte es schon an seine Tür. Auf sein „Herein!“ trat, eingetret mit dem Wirt, ein Gendarm in sein Zimmer.

„Beschuldigen Sie“, sagte der Gendarm und schob seinen Helm etwas aus der Stirn. „Sie haben doch gestern ein Kind namens Mark gebracht?“

„Das wird doch nicht verstanden sein“, versetzte Karl May lakisch.

„Das nicht gerade“, meinte sich der Wirt ein. „Es ist nur, weil man im Dorf...“



Zeichnung W. Krebber

Verdacht aufgetaucht ist, daß Sie ein... hm ja... ein Dieb sein könnten...“

„Ein Dieb?“ Karl May schloß das Blut im Gesicht. Er machte eine gewisse Bewegung mit den Schultern. „Das ist doch...“

„...unglücklich“, wollte er sagen, aber die Beweise schneit ihm das Wort ab. „Verzeihen Sie uns lieber, wir die Herren“, sagte er.

„Aus Dresden“, erwiderte der Schriftsteller. „Würden Sie mir Ihre Papiere zeigen?“

„Papiere?“ May sah seine Briefschale hervor und blinzelte hinein. Aufser einigen Geldscheinen befand sich nichts darin. „Es ist mir leid“, sagte er, und der Gendarm unter der Lappe zeigte unruhig hin und her. „Ich habe keine Papiere.“

„So“, entgegnete der Gendarm und ließ den Dichter stehen in die Augen. „Soviel... Was sind Sie denn eigentlich von Beruf?“

May nannte sein Gewerbe und erklärte dem Wirt, der langsam in sein Gesicht eingetrübte, was es damit für eine Bewandnis hatte. Der Gendarm erwiderte schließlich seine Adresse auf. Er gedachte telegraphisch in Dresden Rückfrage zu lassen. In kürzigen Stunden er den verdächtigen Gast, bis zum Eintreffen der Antwort des Zimmers nicht zu verlassen.

Kopfschüttel schied der Dichter die Tür hinter den beiden Männern. Eine kleine Niedergekauertheit beschäftigte sich seiner Gewand, er war kein Dieb. Er verhielt sein Gesicht auf ruhige Weise. Aber in den wilden Jahren seiner Jugend war es wohl bewiesen anders gewesen. Er hatte damals Gefährten und Schwärme auf sich gezogen. Gerade jetzt hatten betrieblige Feinde begreifen, wenn seine Verfolgungen nachtrugten. Sie dröhten ihm in den Augen der Welt hochzuschallen und sein Werk, dessen Wirkung er sich ständig bewußt zu verhalten.

Das alles kam May auf einmal in den Sinn. Die Bewegung mit der Polizei erwiderte die wieder durch. Ach, er wollte wohl, wie schmerzhaft der Fall sein. Zeit verließen konnte, wenn er spürte, daß sein Opfer schon blutete.

Mit gekrümmten Armen setzte er sich auf den Rand eines Sofas und ergriff sich eine Zeitlang des trübten Betrachtens. Föhnlich schritt er zusammen. Ein Klopfen in der Türöffnung erweckte das rechte Gesicht des Jungen, der am Abend vorher den Kommissar seines Vaters besucht hatte. Er ging auf einen, schloß die Tür gedanklich hinter sich und begann, dem Dichter siffig und unruhig etwas mitzutellern.

Keine Zeit darauf war Hays Niedergekauertheit vollständig verfallen. Er begriff, was der Junge wollte, und lächelte glücklich vor sich hin.

„Ja“, sagte er dann, indem er dem Jungen mehrmals über den Haarschopf strich. „Du hast schon recht gehört. Ich bin der Karl May, der die Winnetou-Bücher geschrieben hat, und es ist kein von dir, daß du mit der Flucht aus eurem Hause helfen willst. Aber ich brauche nicht zu flüchten. Der Gendarm kann ruhig weiterkommen; es hat alles seine Richtigkeit.“

„Er möchte wieder und sich einreden in die Ferne. Du hast nur aber trotzdem geholfen“, flüchte er leiser hinzu. „Ich dachte dir, kleiner, braver Winnetou! Du brauchst nicht zu zögern. So rufen sie dich doch in eurem heimlichen Schilde. Ich Karl-May-Bund, von dem du mir da erzählt hast...“

Karl May schloß sich und blinzelte tief in Winnetous strahlende, blaue Kinderaugen. Wenn es ihm die Briefe, die er oft von jungen Menschen bekam, noch nicht gesagt hätten, so diesem Augenblick würde er, daß ihn die Jugend nie verlogen würde. Ihre Augen lagen nicht. Welche ihn denn der Hebel der Erwachsenen verfolgen und kitzeln. Sein Werk war nicht mehr zu verdrängen. Der Haß seiner Verdäglichkeit nie größer sein als die Liebe, die ihm aus den Herzen der Jugend entgegenstrahlte.

Als der Wirt und der Gendarm schließlich zurückkehrten, um Karl May mitzubringen, daß sich seine Angaben bestätigt hätten, fanden sie in der Stube zwei friedliche junge Menschen vor. Sie konnten einander in ungezwungenen Höflichkeit bei fremden Namen und redeten in einer Sprache, die weder der Gendarm noch der Wirt verstanden.

## Zwei Wellen / Von Walter Fehse

Als Mrs. Peppermint zum vierten Male geschieden wurde, machte ihr Mr. Rotberghoff, der Schwachsinnige von Ohio, einen Heiratsantrag. Sie aber hatte, wie sie sagte, das ewige Hollywood-Naturkostüm-Schmuckstück-Lachen der hochentwickelten Männer satt, sie hätte es weiter auf Händen getragen zu werden, nach wenn diese Hände mehrere Schecks mit sechs- und zehnstufigen Ziffern ausstellen konnten.

Deshalb lehnte sie Mr. Rotberghoffs Antrag ab und beschloß, ins Land ihrer Schmach zu fahren nach Südafrika, wo die Männer keine Lächerliche, sondern Mächtige und Furcht in den Adern haben. Sie setzte sich in New York ins Flugzeug. Rückwärts auf ihrem zurückgeklappten Sessel wachte sie auf, und als sie wieder aufwachte, sah sie das Flugzeug gerade in Europa, im Norden Südafrikas.

Am gleichen Nachmittag saß sie auf der Hotelterrasse und ließ sich von zwei bunten Teufeln auf der Flanz besprechen. Die Worte kamen von dem weißen Häupterwächler, der Umkleide der Frauen schreien von Farben, die blonde dunkelblau Männer glitzern aus dem Schatten-bestäubiger Schwärze. Er war wie ein Film. Nur noch schüchtern, denn es war Wirklichkeit.

Ein Mann auf einem Maulbeer drückte sein Tier an das Gitter der Terrasse und sprach mit ruhigen Augen auf Mrs. Peppermint hin. Von einem menschlichen Gesicht durchrosetzt, erbaunte sie bis in die Wurzeln ihrer wasserstehenden Schönheit. Doch da sie den Mann nicht verstand, hatte sie den Kolonial als Hille.

„Er möchte Ihnen Obst verkaufen, Senora“, erklärte der Kolonial. „Orangen, Ananas, Bannan...“

Etwas schüchtern und erschrocken sah Mrs. Peppermint, wie der Mann eine Frau benutzte, die auf dem Kopf einen goldenen, schweren Korb voller Obst balancierte. „Ist das seine Angebinde?“ fragte sie den Kolonial.

Der Kolonial nickte. „Beide sind...“

„Der Verbrecher?“ fragten die Schwestern gespannt.

„Nein, der Kolonial. Aber weil er die rechte Handstehende um sein eigenes Handgelenk besteuert hat, ist er den Verbrecher mit sich.“

Die Schwestern schauderten. „Beide sind?“ fragte eine leiser.

„Das nicht“, berichtete Dr. Merkle weiter. „Im letzten Moment konnte sich der Verbrecher mit der freien Hand an der Dachkante festhalten. Sie können sie nun beide untereinander, miteinander geküßelt. Eine perfekte Lage.“

„Drei“, schüttelten sich die Schwestern. „Das Schicksale war“, sagte Dr. Merkle, „daß...“

„Nein, seine Frau“, erwiderte der Kolonial. Und da er ihr Stimmen sah, flüchte er hinzu: „Das ist hier so üblich: der Mann ruft, und die Frau geht zu Fuß hinterher und trägt die Lasten.“

„Oh, so ist das hier?“ sagte Mrs. Peppermint empört. Sie sah das gewitzende Lächeln des Mannes und dachte sofort, wieviel er sich die Mühe zu machen würde, sich hinter einem solchen, karamellbehaarten Augen verbergte. Sie machte ihn streng. Doch nein, von diesem hier — ein Colaborer von Menlo-Erbsen bis zu dem silbernen Minkardens Spornrädern — konnte sie es nicht glauben. Vielleicht hat er bei ihm einen besondern Grund“, sagte sie zu dem Kolonial. „Frage Sie ihn mal, warum er seine Frau nicht retten will.“

Der Kolonial sah am liebsten über soviel Material mit einem Arbeiterpaar herumzufragen, doch er überreichte gelassen die Frage.

Das dunkelblauwe Colaborer rülpte erwidert die Augen. „Warum ich seine Frau nicht retten lasse...? Aber das ist doch ganz einfach, Senora. Meine Frau hat kein Maulbeere!“

Mrs. Peppermint hatte von dieser Antwort genug. Am nächsten Tag lag sie zurück nach New York, zu Mr. Rotberghoff.

## Zwischen Himmel und Erde

Auftragende Situationskomik von Wolfgang Ihering

„Es war eine tolle Geschichte“, erzählte Dr. Merke, der Kriminalist und Filmstar. „Der nun indes verurteilte Verbrecher war angekündigt, aufs Dach gefahren und zwischen Himmel und Erde von dem Polizisten Müller gestellt worden. Natürlich wehrte sich der Verbrecher mit Klauen und Zähnen. Müller konnte ihn gerade noch eine Handstehende um die linke Handgelenk schließen. Dann fiel er vom Dach.“

„Rückte denn das dem Anstocher nicht?“ fragte jemand.

„Nicht im geringsten. Er sagte nur: Schützen Sie nicht so, sonst kann ich mich nicht mehr halten.“ Und Müller behielt ihn an, nicht loszulassen.“

„Gibt es denn gar keine Rettung?“ Die Zuschauer antworteten jetzt noch vor Aufregung.

„Nein“, sagte Dr. Merke, „Es war keine Leiter vorhanden, die bis zum Dach hinaufreichte. Und als man den Verbrecher von oben herabschießen wollte, schrie er: „Wenn Ihr mich anfaßt, lasse ich euch los!““

„Und wie ist dieses Drama ausgefallen?“ fragte eine stürmische Stimme.

Dr. Merke nickte mit dem Schulters. „Der Verbrecher hat sich vergeblich aufgehalten“, sagte er lächelnd. „Und daraus kamte der Film auch noch nicht gemacht worden.“

HERBERT MEININGER

# Die silbernen Straßen

ROMAN

1. Fortsetzung

„Warten Sie einen Augenblick“, sagte Sunday nachlässig. „Ich werde Licht machen.“

Harold blieb unter der Tür stehen. Er hörte seinen Freund umgeben, wuschelnd und tanzend. Eine Kette raschelte über ein Laubdach, dann sprang die gelbe Flamme eines Scheinwerfers über auf und erhellte eine Obispo, die von der Decke niederhing. Sunday entzündete auch seine zweite Ampel, die an anderer Stelle das Holzhaus an glühender Kette schwebte. Dann zog er die Ketten wieder auf, die Lampen schwebten wie kleine Mädel empör. Nun war das Innere des Jagdhauses helllich erleuchtet. Es war recht geräumig, ein langgestreckter Schuppen mit offenem Gedälde und einer Reihe kleiner stählerner Fenster an jeder Längsseite.

Die modrige Luft war sehr schwer zu atmen. Harold war es bekommen genug. Aber er blieb schweigend und ohne sich zu rühren stehen und wartete die Weitem ab.

„Die Luft schmeckt mir wenig nach. Grah und Graff, finden Sie nicht?“ bemerkte Sunday mit grosserem Spott. „Nun, wir werden ja sehen.“

Die nächsten Males knickten unter schiefen schiefen Schritt. Er rief die Tür eines Wanderschrankes auf und holte eine verstaubte Bergpferdehufe hervor, die er wie protestend in der Hand hielt. Dann stellte er den schiefen Kasten unter dem Lichtschein der ersten Laterne und schlug den Deckel auf.

„Müssen Sie irgendein der Waffen hervor“, sagte er kurz. „Sie können wählen. Sie sind beide gleich gut gemacht und gleich scharf geschliffen.“

Harold nahm die Pistole, die seiner Hand am nächsten lag und stellte sich unter den Lichtschein der anderen Laterne. Wie aus weiter Ferne hörte er die Stimme seines Feindes sagen: „An sich würde mir der erste Schuß genügen, aber ich bin in der Luft, auf dem Vorrecht zu verzichten. Wir werden also gleichzeitig hochfahren und schreien. Das Signal dazu ist, wenn diese letzte Pistole, die ich hier in der Hand halte, an die Rückwand anschlägt, vor der Sie stehen. Der Boden ist nach oben hin ein wenig geneigt, die Pistole wird also langsam an Ihnen vorbeifahren. Sie sind im Schatten, so daß ich kein Fernes Licht sehen kann, und das ist ein Vorteil.“

Harold nickte, und Sunday sagte: „Ich lasse nun die Pistole rufen.“

Er tat es, erhob dann in den Lichtschein seiner Laterne zurück und stand fertig regungslos, die Waffe in der hochgehenden Hand.

Harold hörte das leise Poltern, mit dem die Pistole über die hölzernen Dielen riefte, bald schneller, bald langsamer, aber im ganzen doch in gleichmäßig unerbittlichem Lauf. Und es wurde ihm klar, wieviel in welcher großen Gefahr er schwelte... Wie hätte es nur dazu kommen können?

Vor vierundzwanzig Stunden hatte er noch die Geborgenheit eines patriarchalen Hauses umgeben. Mit einem alten Friseurmeister hatte er den Kaufmann Müllergarth und seiner sieben Töchter befreundet. Sie hatten Ringe geschwenkt und waren heiter gewesen. „Ist gut miteinander, und streift mich nicht im Nebel“, hatte Andreas Müllergarth gesagt. „Das genügt für ein gutes Leben. Die kemale Leidenschaft bleibt bei den Schauspieler überlassen.“

Glück und Geborgenheit für ein ganzes Leben... Aber dann, als in einer frühen Abendstunde das Rad der Postkutsche gerollt, hatte Harolds Schicksal eine verhängnisvolle Wendung genommen. Er sah sich wieder durch den unheimlichen Wald gehen, gebetet mit seiner Trübsal, aus Ziel zu kommen. Er sah sich über die brüchigen Stufen gehen, die in den Gewölben von Dürrenberg führten, in ein gefährliches Abenteuer hinaus, dessen Ausgang immer noch offenkundig. Er sah wieder Lorenz vor sich, die seine Gebirge in goldenem Licht.

Harold aber ging nach und schweifte. Er wollte jetzt nicht an Lorenz denken, er wollte das Bild der Frau heraufbeschwören, die seinen verwitweten Mörderin, das er vielleicht nie mehr in diesem Leben sehen würde. Aber Märchen erziehen ihn nicht unter dem lauernden Gedälde des Waldhauses, die nicht in unerschütterlichen Frauen...

„Ich erwachte Harold aus seinen Träumen. Er starrte seinen Gegner an, der eben wie eine leise Bewegung gewandt hatte.“

„Sprechen Sie jetzt den Ruch“, sagte Sunday, und seine dunkle rasche Stimme klang hallohd wie in einem unheimlichen Gewölbe. „Aber hören Sie sich, vor der Zeit hochzuschreiben. In...“

„Jetzt!“ sagte eine Stimme. Har in seinem Innern.

Er hörte den Anruf, rief den Arm hoch, zwifte auf den linken Flank, der dort drüben, riefte weit, rechts vom Lauf der Waffe schräg schrägwärts, und ließ den Schuß.

Wachte Sunday? Warum schief er nicht? Dort stand er, in der unheimlichen Tiefe einer unterirdischen, aus Balzen und Rollen gefügten Halle. Er wollte nicht, er stand ganz ruhig da, und die Pistole mit der Waffe hing schief herab.

Warum schief Sunday nicht? Hatte er nicht mit hundert Kilo versprochen, seine jungen Feinde auszuweichen?

Harold schied nicht, ganz unbegriffen war sein Verhalten. Viele andere war unbegreiflich. Wunderlich schwebte diese Halle hin und her, wie ein Schiff im Sturm. Harold sah, als er wieder vor Warten, die Pistole halten. Sie fiel in den Sturz. Er bewegte sich vor, um sie wieder aufzunehmen. Die Bewegung schwebte ihm sehr, denn in seiner linken Schulter glanz mit einem Male ein Fieberstich auf, ergriffe heller und heller und wurde zu einem weißglühenden Feuer. Und von dort wo Sunday stand, ein schwarzer Schattentanz, ein Gespenst

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

dem Kellern von Dürrenberg brausete eine ruhige Woge heran, schwebte geradlinig am Harolds Brust, strichelte seinen Arm und machte sein Bewußtsein los.

Im Waldhaus

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“

„Aber Sie starrten mich an, wie ich doch ein...“



Zeichnung: Will Epler